

Die christliche Predigt – Manipulation oder Verkündigung?

Von Walter Jens

›Darum wem das Predigtamt aufgelegt wird, dem wird das höchste Amt aufgelegt in der Christenheit. Derselb mag hernach auch taufen, Meß halten und alle Seelsorge tragen; oder so er nicht will, mag er an dem Predigen allein bleiben, und Taufen und andere Unteramt anderen lassen. Wie Christus tat und Paulus und alle Apostel.‹

Geschrieben im Jahr 1523. Gültig bis heute. Die Luthersche These, daß ›Pfarramt‹ so viel wie ›Predigtamt‹ heiße und daß Seelsorge, Sakramenten-Austeilung und Liebesdienst nichtig seien ohne die Verkündigung des Gottesworts von der Kanzel – ›wo Predigtamt nicht ist, der andern (Ämter) keines folget ...‹ diese im Traktat über Macht und Recht einer christlichen Gemeinde formulierte These ist, allen Akzentverschiebungen zum Trotz, vierhundertfünfzig Jahre lang unangetastet geblieben – und nicht nur unangetastet: sie hat sogar, im Bannkreis der dialektischen Theologie, eine Renaissance ohne Beispiel erlebt.

Die evangelische Dogmatik, daran gibt's nichts zu deuteln, wurde von Predigern entworfen – und nicht von Vertretern der Systematik: von Kanzelrednern, nicht von Kult-Verwaltern. Erst auf der Kanzel, heißt die Devise, wird die Schrift, in inspirierter Rede, zu Gottes Wort; erst auf der Kanzel, im Verkündigungs-Akt, gewinnt Geschichte die Qualität von Geschehen, verwandelt sich das Reden über Gott in göttliche Rede.

Kein Wunder, demnach, daß Luther die apostolischen Briefe über die Evangelien stellte – die Deutung über den Bericht, die Predigt über die historiographische Fakten-Aufzählung; kein Wunder auch, daß Karl Barth das Verhältnis von Dogmatik und Predigt als ein Verhältnis von Etappe und Front etikettierte: Nicht in der Schrift, sondern im Wort spräche Gott unmittelbar, nicht in der Etappe, sondern an der Front werde der Krieg gewonnen oder verloren.

In der Tat, man kann es nicht pointiert genug sagen. Der Mann auf der Kanzel (und nicht der sogenannte ›Theologe‹, aber auch nicht der Seelenhirt oder der franziskanische Anwalt der Armen) – der Mann auf der Kanzel ist, nach reformatorischem Verständnis, der Stellvertreter Christi in der Epoche zwischen Himmelfahrt und Jüngstem Gericht. *Er* kämpft, in der Phase, die mit der Auferstehung beginnt und mit der Wiederkehr endet, Jesu Kampf mit dem Teufel, *Er* sorgt dafür, daß Gottes Wort im Schwange bleibt, (*ym schwang*, hat Luther gesagt.) *Er* macht aus der *scriptura mortua*, dem Verlesenen, Respondierten, Gesungenen, eine lebendige Rede. *Er* weiß, daß das Evangelium – im Gegensatz zum kodifizierten Gesetz – Botschaft ist und nicht *Schrift* (*Neues* und nicht *Altes* Testament): eine Botschaft, die, in Lehre und Vermahnung, zur *viva vox* wird – Nachricht, Kunde, Hörensagen, das von den ›Mundboten‹ weiterzählt werden will, von den Aposteln zunächst, dann von den Vätern und dann, nach einer langen Zeit des Interregnums, von den Kanzeln herab: in Räumen verkündet, die für Luther die Bedeutung von ›Mundhäusern‹ hatten.

Mundhaus und nicht Federhaus: Die Kanzel war Rostra, die Kirche war Marktplatz, die Predigt war Rede in der Öffentlichkeit – ein Geschäft, das – in übertragenem und wörtlichem Sinn – ›katholisch‹ genannt werden kann. ›Katholisch‹, weil der Pfarrer, sofern er ordentlich berufen war, dem Satz vom Allgemeinen Priestertum entsprechend ein Jedermann sein durfte, der zu Jedermann sprach. ›Katholisch‹, weil die Reformation den tausend Pfarrern gab, was sie dem einen Priester nahm: Vollmacht und Autorität. ›Katholisch‹ aber auch – und vor allem! –, weil an die Stelle des Opfernden vor dem Altar nunmehr der Kanzelredner trat, der das Wort unter der Gemeinde austeilte: das Wort der Schrift so gut wie das Wort, das – im

Sinne des johanneischen Prologs – identisch mit jenem Gottessohn sei, dessen Werke und Taten die Predigt repräsentiere. Repräsentiere, jawohl! Wie der Priester, im Vollzug der Eucharistie, Jesus im Geist gegenwärtig sein läßt, so realisiert der Prediger, im Akt der Kanzelrede, das jesuanische Wirken und ›braucht‹ es, wie Luther sagt, indem er den Christus der Überlieferung in den ›Christus pro nobis‹ verwandelt.

Verwandlung drüben, Verwandlung hüben! Anamnesis in zwiefacher Weise: Gedächtnisakt der Eucharistie. Gedächtnisakt auf der Kanzel. (Wie bezeichnend, daß Luther, der evangelischen Verkündigung schenkend, was er dem katholischen Opfer entriß, die Worte ›Das tut zu meinem Gedächtnis‹ als *Predigt-Auftrag* verstand! Wie charakteristisch, daß er den an Petrus gerichteten Satz ›Ich will dir die Schlüssel des Himmelreichs geben‹ als eine Sentenz interpretierte, die dem *Predigt-Amt* der Kirche galt!)

Dem Sakrament drüben entspricht das Kerygma hüben – jene reformatorische Predigt, die, als Verkündigung von Christus eingesetzt und begründet, unabhängig von der Persönlichkeit des Redenden wirkt – *ex opere operato!*

Luther ist nicht müde geworden, die Diskrepanz zwischen der Größe des Auftrags und dem Versagen des Beauftragten als einen Schein-Widerspruch zu entlarven: Und wenn der Prediger wie Bileams Esel wiehert, ja, wenn Beelzebub selber die Kanzel besteigt – Gott spricht, sofern er will, auch durch Esel und Teufel hindurch. Persönlichkeit und Subjektivität des Redners – Rang und Bildung – sind für Luther ohne Belang: Nur auf die Mitgift kommt es an, auf den Schatten jenes ersten Predigers, dessen Existenz identisch mit seiner Verkündigung sei, auf die Kontinuität des gepredigten Worts und auf die Erinnerung, der selbst die verkommenste Gedächtnis-Rede auf der Kanzel noch dient.

Praedicatio verbi dei est verhum dei, durch den Prediger spricht Gott, diese Devise – formuliert von Bullinger – hat für die reformatorische Homiletik die Bedeutung eines Axioms ... mit welcher Konsequenz, das zeigt Luthers Traktat ›Wider Hans Worst‹: ›Herr, Du weißt, was aus meinem Mund gegangen ist, das ist recht und Dir gefällig ... Haec dixit Dominus, das hat Gott gesagt. Et iterum: Ich bin ein Apostel und Prophet Jesu Christi gewesen in dieser Predigt. Hier ist nicht not, ja nicht gut Vergebung der Sünden, als wäre es unrecht gelehret; denn es ist Gottes und nicht mein Wort, das mir Gott nicht vergeben soll noch kann, sondern bestätigen, loben, krönen und sagen: Du hast recht gelehret, denn ich habe durch dich geredet und das Wort ist mein. Wer solches nicht rühmen kann von seiner Predigt, der lasse das Predigen anstehen, denn er leugnet gewißlich und lästert Gott.‹ Wenn irgendwo, dann wird in diesen Sätzen deutlich, was es heißt (und zu welchen Konsequenzen es führt!), die Transsubstantiation vom Altar aufs Rednerpult zu verlegen, die *unio mystica* sich, in einem Akt der Inverbation, auf der Kanzel vollziehen zu lassen und das päpstliche Lehramt gegen das pastorale Predigtamt einzutauschen – die *ecclesia docens* gegen den *pastor, per quem deus loquitur*.

›Das geht zu weit!‹ rief, konfrontiert mit den Lutherschen Thesen, selbst Karl Barth aus, als er die *Hans-Worst-Sätze* interpretierte: ›Da kann man bei allem Respekt nur mit einem glatten Nein antworten.‹ Und dann bricht es heraus: Zeugnis geben, ankündigen, das Woher und Wohin sichtbar machen, Erinnerung wachhalten, Erwartung aussprechen – was immer der Prediger täte, sein Wort bliebe menschliches Wort, Wort in Knechtsgestalt, er selber habe keine Verfügung über den heiligen Geist, wenn seine Predigt gelinge, dann sei dies Gottes Verdienst – Gottes, der sich des Redners Mißlingen bediene: nur indirekt, nur im Glauben, sei die Kanzelrede mit der Rede Gottes identisch.

Ein seltsames Schauspiel, fürwahr! Mit welcher Emphase wird hier betont, daß Predigt eins und Offenbarung ein anderes sei, daß unsere Rede von Gott *unsere* Rede bliebe, wie immer

wir sprächen, daß ein gewaltiger Abstand bestünde zwischen Wort-Dienst und Wort, zwischen dem Wort und den Wörtern, daß es keine unio mystica gebe, daß Menschenwort nur ein Mittel sei, ein Behelfs-Instrument, um Gottes eigenes Wort zu verkünden, daß das *verbum dei* Inhalt der Predigt sei, aber nicht deren Subjekt. Doch dann auf einmal kommt der große Sprung, die kopernikanische Wendung, deren der Redner bedarf, um den Satz: ›Die Predigt zeugt von Gottes Wort‹ in das Axiom verwandeln zu können: ›Die Predigt *ist* Gottes Wort.‹ *Deus loquitur*. Da wird plötzlich von oben nach unten gedacht, da ist nicht mehr von ›Korrelat‹ und ›Spiegel‹ die Rede, da beginnt das Echo selber zu sprechen, ›Identität‹ heißt das rettende Wort – eine indirekte gewiß, aber Identität bleibt Identität, gegen ein Substantiv wie dieses kommt kein absicherndes Adjektiv auf –, da bekennt sich Gott zu unserem Wort, redet selbst und gewinnt den Charakter eines Subjekts, das, in einem kühnen voluntaristischen Akt, von sich selbst sprechen möchte.

Und so geschieht's nicht nur bei Barth – wohin man schaut, welche Homiletik evangelischer oder katholischer Provenienz man studiert: Der Punkt, wo mystische Entzückung an die Stelle nüchterner Beschreibung tritt, die Transsubstantiation beschrieben wird: das Mysterium der realen Präsenz, die ›Heil spendende Gegenwart Gottes unter der Hülle des menschlichen Wortes‹ ... dieser Punkt, an dem der Verkündigte zum Verkünder wird, fungiert in der Theologie unserer Zeit als eine Art von ökumenischem Topos. (›Auch die kritischsten Kritiker‹, heißt es in Bastians Traktat ›Verfremdung und Verkündigung‹, ›pflegen unerbittlich orthodox zu werden, wenn sie von der Verkündigung sprechen und die Selbstbehauptung des Wortes Gottes würdigen.‹)

Fast scheint es, als wetteiferten heute die Konfessionen miteinander in dem Bestreben, das *sacramentum verbi* mit einer Inständigkeit zu beschwören – wobei man sich nicht genug tun kann an Spitzfindigkeiten: Sakrament oder Sakramentale? opus operatum oder opus operantis? –, daß es einem eingefleischten Supranaturalisten das Herz wärmen müßte. Als ob Luthers Schrift ›Wider Hans Worst‹ – und keineswegs nur sie: *deus per me operatur* ist ein reformatorischer Kernsatz – nicht mit aller gebotenen Deutlichkeit zeigte, wie schnell aus einer *indirekten* Identifikation von Herren- und Knechts-Wort eine *totale* Gleichsetzung wird: Da hilft auch die nachdrücklichste Etikettierung der menschlichen Rede als eines Werkzeugs nicht weiter. Auf das Resultat kommt es an, auf die Gleichsetzung im Sinne der Bullinger-Formel. Auf die Inverbation, die sich angeblich im Verlauf jenes kerygmatischen Aktes vollzieht, der — als eine Verlautbarung besonderer Art, unverwechselbar sei: mit keiner anderen Form verbaler Artikulation – mit dem Ratschlag sowenig wie mit der Rede oder dem Vortrag vergleichbar ist.

Will man den Dialektikern und ihren Gefolgsleuten glauben, dann ist der Pfarrer eine Art von Türhüter (ein Türhüter, wie ihn Kafka beschrieb): In seinem Rücken thront Gott, vor ihm, auf Einlaß ins Gesetz wartend, sitzt die Gemeinde. Ein Bild, wie es Luther in der Torgauer Predigt beschwor. Durch die Kanzelrede spricht Gott zu den Menschen, die Versammlung antwortet ihm in Gebet und Gesang. Das Gesicht zur Gemeinde gekehrt, verkündete der Prediger, was in seinem Rücken, im Innern des ›Gesetzes‹ geschieht. Der Welt zugewandt, weist er sie ab, beleuchtet das Leben von Gott her, höhlt die Wirklichkeit aus, das Humane und die Sozietät, da sie keine Wirklichkeit sei, gibt Zeugnis von der ganz anderen Welt, leugnet Vermittlungen zwischen Himmel und Erde, zeigt die Distanz, trennt, statt zu verbinden, verweigert die erwartete Hilfe – nur wo Gräber sind, sagt er, ist Auferstehung verzichtet auf Mission und Pädagogik, auf Erbauung und irdischen Trost: Lebenshilfe mögen andere geben, die sich auf Ratschläge besser verstehen – er sei kein Dorfweiser, sondern ein Prediger, der, christozentrisch und nicht anthropozentrisch sprechend, nur eine einzige Aufgabe habe: Den zu verkünden, der durch ihn spricht. Das allein sei seines Amtes.

Ist das wirklich nur ein Phantom: solch ein Pfarrer? Eine Kunstfigur, aus Lutherschen, Barthschen, Thurneysenschen Versatzstücken zusammengeklaut? Gesalbt mit dem Öl der dialektischen Theologie und mit der obligaten Prise eines entschiedenen Anti-Liberalismus versehen: Schleiermacher als Beelzebub? Ich fürchte nicht: Das Idealbild des evangelischen Kanzelredners, daran gibt's nichts zu deuteln, ist realistisch. Das Idealbild, wohlgerichtet, der reformatorische Archetypus. Nicht das Bild des Pfarrers hier und jetzt. *Das* sieht anders aus – *wesentlich* anders. In Wahrheit hat die ›Fundamental-Homiletik‹ eines Karl Barth, in deren Folge die Kanzelpredigt zum *ens realissimum* wurde: zur Christenprobe auf das Exempel, mit der Praxis vor Ort so wenig zu tun, wie jene Form der Kerygmata, die aus einem hermeneutischen Prinzip einen theologischen Generalschlüssel machte, etwas mit der konkreten Predigt am Sonntag zu tun hat. (Nachzulesen in Dietrich Rösslers Schrift ›Zur Theorie und Praxis der Predigtarbeit‹.) Während man hier Meditationen über Art und Weise verbaler Transsubstantiation vorexerziert und, in einer Art von nimmermüdem Glasperlenspiel, den Spannungsbogen zwischen Menschenwort und Gotteswort zu analysieren versucht, wird dort, in der Nacht zum Sonntag, eine Rede geschrieben. Eine Rede, nichts weiter. Ein Manuskript, formuliert von einem Pfarrer, für den das Predigen eine Tätigkeit unter anderen ist – und kein Hauptamt, dem die Unterämter zugeordnet sind: Ein Gemeindepfarrer, der sich an jene Pflichten-Hierarchie hielte, die aus der Über-Akzentuierung des evangelischen ›Worts‹, vor allem des Kanzelworts, resultiert, hörte auf, ein *Gemeinde*-Pfarrer zu sein.

Unter diesen Aspekten – im Zeichen einer usurpatorisch wirkenden Verkündigungs-Theologie, die in ihrem Absolutheits-Anspruch, ihrer Majestät und ihrer Praxis-Ferne mit der kirchlichen Rede vor Ort heute nichts mehr verbindet – ist der Entwurf einer evangelischen *rhetorica nova* das Gebot der Stunde: die Konzeption einer Homiletik, die – dies wäre das erste Gesetz – die reformatorische Sentenz ›Die Verkündigung des Gottesworts ist das Gotteswort selbst‹ als christlicher Rede unangemessen, als hybrid und aller Erfahrung hohnsprechend zurückweisen müßte: Ein kurzes Durchmustern der Predigtsammlungen aus wilhelminischer oder faschistischer Zeit sollte genügen, um die Irrelevanz dieses befremdlichen Axioms zu erweisen und, mit dem Blick auf die Texte, deutlich zu machen, daß die These *deus loquitur* nicht nur angesichts der Lobgesänge auf den Führer als den von Gott gesandten zweiten Messias wie der pure Hohn: wie Gotteslästerung wirkt. Aber selbst wenn man, auf gar zu sinnfällige Häresien verzichtend, von Stoeckerschen oder, im katholischen Raum, von Spellmanschen Kreuzzugs-Predigten absieht und sich mit der Lektüre von höchst alltäglichen orthodoxen, liberalen oder pietistischen Kanzelreden begnügt – ist es nicht Hybris, diese Verlautbarungen unter dem Aspekt der christlichen Verkündigung: als der vermeintlichen Idee kirchlicher Rede und dem Inbegriff verantwortlichen Sprechens von Gott jenen Akten voranstellen zu wollen, dem Wort am Sterbebett, der Liebestätigkeit oder – ich denke an Pater Kolbe – der Stellvertretung im Zeichen des Kreuzes, in denen sich ›Verkündigung‹ weit unmittelbarer realisiert: in actu und nicht in verbo?

Warum, in Gottes Namen, soll ausgerechnet, als sei sie ein archimedischer Punkt, die Kanzelrede als ›Zweck und Ziel der Dogmatik‹ fungieren? Warum nicht genausogut, von Christus zeugend, die Nächstenliebe oder die Zeichen setzende Mildtätigkeit? ›Wo Predigtamt nicht ist, der andern (Ämter) keines folget‹: Es ist an der Zeit, denke ich, diesen Lutherschen, in unserem Jahrhundert von der Dialektischen Theologie zum Axiom erhobenen Satz in Frage zu stellen. Wenn etwas not tut, hier und heute, dann ist es die Zurücknahme des Predigt-Primats. Dann ist es die Leugnung der These ›Die Tat ist – das Wort‹. Dann ist es die Revokation jener in der Vorstellung vom *sacramentum verbi* gipfelnden Tendenzen, in deren Folge sich ein wahrhaft gespenstischer Wort-Kult durchgesetzt hat: Bibelwort und Predigtwort, das Wort der Schrift und das fleischgewordene Wort, das innertrinitarische und das geschaffene, das geoffenbarte und das verkündete Wort: Wie viel geht da wirr durcheinander, sobald die Theologen jenes von Polyvalenz strotzende ›Wort‹ beschwören, das weit mehr noch als der Ausdruck

›Gott‹ den Charakter einer Leerformel hat – eines Zauberspruchs, der alles und nichts sagt ... aber auf jeden Fall ausreicht, um den Zweifler zum Schweigen zu bringen: *verbum locutum. bellum finitum.*

Das Gebot der Stunde heißt: Bescheidung. Absage an die *unio mystica* auf der Kanzel. Es heißt: Demokratisierung im Bereich der Pfarr-Tätigkeiten. Predigt und Taufe, Rede und Seelsorge, Liebesdienst in Wort und Tat: Da ist jedes Amt wichtig, da gilt die Verkündigung ex cathedra nicht mehr als die Belehrung der Kinder, da tritt die Predigt nicht mehr mit dem Anspruch auf – dem *unerfüllbaren* Anspruch –, am Sonntagmorgen werde Gott, der Sechstageschweiger, durch den Mund des Herrn Pfarrers das Seinige sagen. Erst wenn die Hierarchie beseitigt ist, kann die Predigt wieder den Charakter einer Rede gewinnen – einer Rede, die zu kritisieren, zu bezweifeln, zu bejubeln (in der ältesten Kirche wurde bekanntlich am Ende der Kanzelrede geklatscht) oder zu beklagen ist. Dann hört der Aberwitz auf, daß jede Predigt mit dem Allerhöchsten, der apostolischen Verkündigung, identifiziert wird: bewertet im Blick auf die Luthersche These, daß der Mund jedes rechtschaffenen Pfarrherrn wesensgleich sei mit dem Mund Jesu Christi.

Dann gewinnt die Kanzelrede wieder menschliches Maß, ist nicht mehr, wie es so gern heißt, ›weltschöpfendes Wort‹, das ergeht, sobald der Kanzelredner zu sprechen beginnt, sondern das Zeugnis eines Menschen, der, statt priesterlich zu *verkünden*, sich auf die *Ankündigung* von Gottes Rede beschränkt: *So sage ich und dies hat ER gesagt. Das ist der Text, und dies ist meine Deutung.*

Ein Pfarrer ist weder inspiriertes Medium noch eine Art Wunderwesen von der Art, wie es sich offenbar jener zeitgenössische Praktologe vorstellt, der die paulinische Predigt als einen ›zeugenden oder (!) gebärenden Akt‹ etikettiert: Ein Pfarrer ist ein sehr konkretes Individuum, das einer sehr konkreten Gemeinde in einer sehr konkreten Situation mit Hilfe einer sehr konkreten Sprache einen Text zu veranschaulichen sucht – ein Schriftwort, von dem er weiß, daß es, um inmitten von so viel Konkretheit seinerseits zum Konkretum zu werden, nicht nur ausgelegt, sondern ausgeführt werden muß: übersetzt und erweitert, bis zur Gegenwart hin verlängert und appliziert an die gegebene Situation. Statt darauf zu vertrauen, daß das *verbum dei*, das da ›senkrecht von oben‹ kommt, aus sich selbst wirken werde: keiner Propaganda und Agitations-Kunst bedürftig – ›Erste Regel: Keine Beredsamkeit! ... Wo Gott verkündigt wird, da steht das Wort nicht zu Gebote‹: Eduard Thurneysens These ist immer noch mächtig; statt es zum hundertsten Mal – und immer vergeblich – mit der Sprache Kanaans zu versuchen, weil man das Eingehen auf das ›Sogenannte Bedürfnis der Hörer‹ für einen Verrat an der eigentlichen Aufgabe des Predigers hält: Gott zu dienen und nicht dem Menschen; statt sich durch den Satz irre machen zu lassen: ›Die größten Prediger Gottes sind *gegen* ihren eigenen Antrieb redende Prediger gewesen‹, darf der ›Pfarrer vor Ort‹ sich nicht scheuen, zunächst einmal von sich selber zu sprechen, wenn er seinen Text ausführt. Wie sollte er sich auch scheuen? Wo er doch sehr genau weiß – ich folge hier Überlegungen des Schriftstellers und Pfarrers Kurt Marti –, daß die subjektive Brechung des Schriftworts Vorbedingung seiner Eingemeindung ist: daß nur dort, wo persönlich und nicht offiziös gesprochen wird, Offenheit herrscht, nur dort die Möglichkeit zum Dialog besteht, zum Widerspruch und Konsens, nur dort aber auch, durch keinen dreisten Bezug zwischen göttlicher und menschlicher Rede relativiert, das prophetische Zeugnis der Schrift jene Würde und Objektivität wiedererhält, die im Zeichen eines scheinbar überpersönlichen, in Wahrheit plump-familiären Kanzel-Geredes: *Gott will, Gott plant, Gott hat etwas vor*, aus dem Blick gerückt worden ist. Nicht die Einheitsprache der Kanzel, dieses befremdliche homiletische Esperanto, das heute die Vertreter aller Schulen vereinigt und, ungeachtet der Kontroversen in exegetischen Fragen, Barthianer wie Orthodoxe und Liberale wie Marburger predigen läßt – das gleiche Pathos und die gleiche Bildlichkeit! –, nicht die sogenannte ›zeitlose‹ Rede (sie ist in Wirklichkeit austauschbar und

beliebig), sondern nur die persönliche, zeit- und subjektbezogene Predigt: formuliert in der Diktion unserer Zeit und nicht in jener unsäglichen Pontifex-Minimus-Sprache, die die evangelische Verkündigung so monoton sein läßt – nur die Betonung der ersten Person: ›Hier! Ich! In diesem Augenblick!‹ gibt der Rede in der dritten Person, dem *autos epha*, ihre Glaubwürdigkeit.

In einem Augenblick, da – mit Ernst Käsemann zu reden – die Repräsentanten der Christenheit, die Kanzelredner voran, in ihrer Mehrzahl wie ›Bleichsüchtige‹ wirken, die, allem Enthusiasmus abhold, Farblosigkeit für ehrenwert halten, während sie geistige Selbständigkeit, Vitalität und Humor – das Unverwechselbare der Persönlichkeit also – für unangemessen erachten – ›selbst die Laien tragen einen unsichtbaren Talar‹ –: in einem solchen Augenblick ist es nützlich, die verwegene Keckheit und parteiische Verve ins Gedächtnis zu rufen, mit der Luther nicht nur die papistische Sprache, sondern auch den Tenor der biblischen Texte zensierte – ›Stroherne Epistel‹, ›kann ich nicht unter die Hauptbücher setzen‹. Und dann erst Spener! Mosheim! Herder: vielleicht der größte – und unbekannteste Homiletiker Deutschlands! Herder: in seinem Kampf gegen die Predigten mit ihren rhetorischen Donnerschlägen und Blitzen, ihrem Pathos und ihren wilden Gebärden. Herder: die ›geistlichen Discourse mit ihren Schraubengängen und überraschenden Einfällen‹ nicht minder präzise attackierend wie die Kanzelhomilien mit ›ihrem steifen Anstand‹ und ›ihrer weitschweifigen hermeneutischen Gelehrsamkeit‹. Herder, dem die theologischen Abhandlungen ›mit ihrem Gerippe einer gründlichen Disposition, ihren Lehr- und Lehnsätzen und Citationen‹ so verachtenswert waren wie die Kanzel-›Expectorationen‹ mit ihren Ausrufungen und Beteuerungen an Gott, angefüllt mit O! und Ach!: Das klänge, heißt es in der Programmschrift ›Der Redner Gottes‹, ›als wenn der Mann eben aus dem Himmel käme und denselben wieder stürmen wolle‹.

Geschrieben 1765: zu einer Zeit, als Probleme der *rhetorica ecclesiastica* – weit davon entfernt, nur den eigentlich Betroffenen, den Prediger also, zu provozieren – die Bedeutung einer Affäre hatten, an der sich, in öffentlichem Gespräch, die ersten Geister der Nation beteiligten. Es war kein Anonymus, es war ein Wieland, der im achtzehnten Jahrhundert die Deutschen aufforderte, sich – was die Beredsamkeit der Kanzel angehe, nicht länger von den Franzosen, den Bossuets und Massillons, beschämen zu lassen. Es war ein Lessing, der in einer Replik auf die Wielandsche These den Unterschied zwischen der Virtuosität des Deklamators und dem Lehramt der Predigt akzentuierte: ›Der wahre Gottesgelehrte weiß‹, heißt es im dreizehnten Literaturbrief, ›daß er auf der Kanzel den Redner mit dem Lehrer zu verbinden habe, und daß die Kunst des erstem ein Hülfsmittel für den letztem, nie aber das Hauptwerk sein müsse.‹ Und eben dieser Lessing war es auch, der im Disput mit seinem Widersacher, dem Hamburger Hauptpastor Goeze, den Vorwurf des Gottesmanns, er, Lessing, sei ein Artist und ein Theatraliker, aber kein Anwalt der Wahrheit, mit dem Satz konterkarierte: ›Wer zweifelt wohl, daß Molière und Shakespeare eine vortreffliche Predigt gemacht und gehalten hätten, wenn sie, anstatt des Theaters, die Kanzel hätten besteigen wollen.‹

Auf welchem Niveau, mit wieviel Scharfsinn, Emphase und Witz wurde in unserem Land – nahezu vierhundert Jahre lang! – zwischen Luther und Schleiermacher, zwischen Melancthon und Nietzsche die *eine* große Frage erörtert: Wie muß der Prediger sprechen, welchen Stil soll er wählen, den lehrhaftschlichten oder den pathetischen der begeisterten Rede, wie kann er die Unterweisung mit Ermahnung, das Erbauliche mit dem Bewegenden, den Appell an die Vernunft mit dem Appell an die Affekte vereinen, wie soll er auf der Kanzel agieren – zeremoniös? populär? – und was, vor allem, muß er tun, damit die Erschütterung, die seine Worte erregen, sich, durch kirchliche Zucht unterstützt, in stetiger Bewegung fortsetze: ein Problem, das im Zentrum der Lessingschen ›Betrachtung über die geistliche Beredsamkeit‹ steht. Und nicht allein dort: Auch der Pietismus hat – oft verkannt! – eine ihm gemäße Eloquenz, auch die ›Sprache des Herzens‹ weiß sich der Homiletik verpflichtet: Kein Wunder

also, daß gerade Spener über die Sentenz meditierte, nur der Ergriffene sei in der Lage, den Sinn der Hörergemeinde in mildem oder dramatischem Appell zu erregen: nur wenn es dem Redner ›vom Herzen‹ gehe, lautet das Zentral-Gebot der pietistischen Beredsamkeit, werde das Weltkind gerührt: in der Erbauungs-Stunde vor allem, da der predigende Handwerker zeige, was Schwärmerei und entzückte Rede vermöchten.

Kurzum, ob man sich nun auf Luther beruft, jenen Feind der Rhetorik, der ein Schüler Quintilians war – Luther, den ›beredtesten Bauern‹ (so Nietzsche), den Deutschland jemals gehabt hat, ob man der Widerlegung des Kantschen Verdikts ›Der Appell an die Affekte ist eine Trugkunst‹ durch die protestantische Homiletik des neunzehnten Jahrhunderts gedenkt oder die – meist übersehene – Renaissance des aristotelischen Schemas in der Predigtlehre Schleiermachers betont – hier: Rhetor, Rede, Publikum; dort: Pastor, Text und Gemeinde ... was immer man aufführt: An Kronzeugen, die Brisanz und Aktualität der jahrhundertlang geführten Debatte um die rechte Predigt dokumentieren, mangelt es nicht. Wenn heute Bekenner, Dialektiker und Existenzialisten ihre Attacken gegen jene christliche Beredsamkeit führen, die sie gern als ›sogenannte‹ etikettieren und dabei die ›Verkündigung Gottes‹ gegen die ›Ansprache an den Menschen‹ ausspielen, dann machen sie nicht nur der liberalen Theologie und jener in der Tat suspekten These den Garaus: der Prediger sei gehalten, sich selbst zuzuhören, um auf diese Weise ein ›schönes und tiefes Gefühl‹ zu empfinden, dann haben sie nicht nur *ein Saeculum*, das neunzehnte, sondern *zwei Jahrtausende* in die Schranken zu fordern. Dann müssen sie gegen Augustin antreten und gegen Luther: denn so sehr sie sich im einzelnen auch unterscheiden, die Mystiker, Bußprediger, Lehrer und eifernden Agitatoren von der Spätantike bis in unser Jahrhundert ... eins ist allen gemeinsam: Die Absicht, zu ›manipulieren‹, das heißt: auf Menschen zu wirken. Der petrinische Grundzug. Der Glaube, daß die Predigt ein Fischernetz sei – ausgeworfen, die Bedrohten zu retten. Die erste Frage hieß nicht: ›Was ist eine Predigt?‹, sondern: ›Wie predigen wir: wir, mit unserem Anspruch, die Menschen belehren und ermahnen zu können – unsere Gemeinde, die uns braucht?‹ Da sprachen Pfarrer von sich selbst. Da wurde, auf der einen Seite, im *Redner Gottes* zum Beispiel, das Idealbild eines humanistischen Rhetors beschworen, der, ›beredt ohne Pracht‹ und ›weise ohne Gelehrsamkeit‹, wie ein protestantischer Sokrates wirkt – ein Christ: wie von Platon entworfen, und da gewann, auf der anderen Seite, jener Verzweifelte Anschaulichkeit, der nicht mehr reden mag, weil er ja doch nichts erreiche ... einer, der, wie Luther in Wittenberg, aufgeben und seiner Gemeinde den Dienst kündigen möchte, da er sieht, daß die Menschen, aller Predigt zum Hohn, immer ›spitzer und giftiger‹ werden.

Mit aller Schärfe gesagt: Wenn in den zwanziger Jahren – und auch in der Gegenwart noch! – die Parole umging, in der Predigt werde – bitte sehr! – nicht um das Verständnis des Menschen geworben, keine Psychologie des Predigthörers getrieben und keine Lebenserfahrung vermittelt – keine fremde und schon gar nicht die eigene –, dann wird hier in der Tat, mit einem Federstrich, die Homiletik von Jahrhunderten auf den Index gesetzt.

Oder war Luther, dieser Menschenkenner kat'exochen, etwa kein Psycholog? Die Rücksicht auf die Mutter im Haus, das Kind auf der Gasse, den Mann auf dem Markt; die Reverenz gegenüber den Toren und Unmündigen; der Respekt vor ›Hänslein und Gretlein‹: vor den ›nicht ernstesten Christen‹, die am Sonntag der Predigt zuhörten; aber auch die jähe Verzweiflung: ›Ich kann nicht weiter kommen denn zu den Ohren‹. Das waren Wesenszüge eines Predigers, der, die Gemeinde kennend und auf ihre Bedürfnisse achtend, sich bei jedem Wort fragte, ob es verstehbar, nützlich und zuträglich sei: Man soll auf der Kanzel ›die Zitzen herausziehen‹, hat er gesagt, das Volk brauche Milch! Darum – um der Menschen willen – die kühnen Akkommodationen der Lutherschen Predigt, die Übertragungen biblischer Szenen in kursächsische Realität; darum der Bezug zur Gegenwart: die politische Rede – ›Den Sachsenspiegel muß ich Euch predigen!‹; darum die Zubereitung des Textes unter sozialen Aspekten – ›Gottes Wort

an sich: so etwas kannte der Praktiker nicht: auf das *hic et nunc* kam es an darum die verwegene Applikation in der Polemik: die Papisten wollen der Hölle entlaufen und bleiben in Ewigkeit drinnen; darum die These, daß einer, dem die Unterweisung von Kindern und Bauern obliege, nicht nur der Dialektik, sondern, in Lob und Tadel, auch der Rhetorik bedürfe: Während jene nur lehre, rühre diese das Herz.

Wer predigt, zeigt Luther, muß die Menschen kennen, ihre Gedanken und ihre Sprache, und ihnen auf eine Weise begegnen, die sie begreifen; er muß sich auf die Kunst der Seelenlenkung verstehen: christliche Rhetorik und Psychagogie, das hat Pascal bewiesen, sind ein und dasselbe; er muß aber auch wissen – so schon die Doktrin der mittelalterlichen Ständepredigt daß man einen Bischof anders, in höherem Stil, als eine Hure anspricht: den Gelehrten anders als den Einfältigen; er muß also die Schwierigkeit realisieren, die in der Tatsache liegt, daß ihn am Sonntag keine konforme Gruppe wie die Arbeiterschaft oder die gebildete Bourgeoisie, sondern eine gemischte Gemeinde erwartet – ›Keine Versammlung‹, so der Superintendent Johann Gottfried Herder, ›ist verschiedener an Geschmack und Kultur als die Gemeinde unter der Kanzel.‹ In der Tat, die Beispiele zeigen, daß das scheinbar Moderne – Predigtlehre im Zeichen der Kommunikationswissenschaft – in Wirklichkeit bewährtes Traditionsgut ist: daß man über das Verhältnis von Sender, Empfänger und Nachricht – wenngleich mit Hilfe anderer, dem Arsenal der Rhetorik entnommener Topoi – nachgedacht hat (der Aspekt der Angemessenheit!), solange es eine *rhetorica ecclesiastica* gibt. Mancher Neuerer würde erstaunt sein, wenn ihm, der vom ›Vorverständnis der Gemeinde‹ spricht, vom ›homiletischen Klima‹, von ›Geschichte und Sozialstruktur der Adressaten‹, von ›Tabus‹, ›Beziehungsfeldern‹ und ›gesellschaftlichen Prädispositionen‹, die der Prediger berücksichtigen müsse, sofern er, ›Tradition und Situation‹ miteinander verknüpfend, den alten Text im Hier und Heute ansiedeln wolle ... manch einer würde erstaunt sein, wenn ihm ein Luther oder, was das Zwiegespräch zwischen Prediger und Gemeinde angeht, ein Berthold von Regensburg, sein ›Ick bün all dor‹ zurufen würde.

Die Homiletik, so scheint es, ist in Gefahr, eine Disziplin ohne Geschichte zu werden: eine Wissenschaft, die, da sie keinen Schatten mehr *hat*, auch keinen Schatten mehr *wirft*. Hier vegetiert, den Ansätzen der Otto und Rössler, Bastian und Josuttis zum Trotz, ein Fach dahin, dem die Verkündigungs-Theologie die Existenz-Berechtigung bestritten hat: Wenn Historie, im Zeichen des je neuen Mysteriums am Sonntag bedeutungslos wird; wenn nur das ›Was‹ zählt und nicht das ›Wie‹ wenn die ›Inhaltisten‹ Sprachprobleme für Fragen ansehen, die nicht den Kernbereich von Dogmatik und Exegese berühren, sondern bestenfalls in die Verwaltung des *clerus minor* (will heißen: der sogenannten ›Praktologen‹) gehörten; wenn kein Vikar mehr weiß – wie sollte er auch: es gibt ja kein Handbuch, das, Textwort für Textwort, die Predigten der Meister zitiert –, mit welchem Aufwand an Handwerk und Technik, an Dispositionskunst und verbalem Raffinement jene ›alterfahrenen und geschulten Prediger‹, wie Luther sie nannte, ihre Reden entwarfen: Dann ist die Homiletik in der Tat ohne Amt. Dann mag sie sich, eingeschüchtert durch die Hohepriester der Verkündigungs-Theologie, auch in Zukunft damit begnügen, über das Wesen des Kanzel-Kerygmas zu meditieren und dabei nicht nur den Prediger und die Gemeinde, sondern am Ende auch die Predigt aus dem Blick zu verlieren.

›Denn er redet gewaltig und nicht wie die Theologen‹: Die Gefahr ist groß, daß die jesuanische Rede in unseren Kirchen verstummt. Das Verlangen der Kerygma-Apologeten, die Kanzel zum Grab der menschlichen Rede zu machen, wird, sofern man es befolgt, sehr bald zu einem ganz anderen Requiem führen: zur Totenmesse für das Wort Gottes ... und um das zu verhindern, gibt es nur eins: Den Aufstand der Praxis. Die Revolte von Pfarrern, die – mit Nachdruck darauf verweisend, daß gerade ›Verkündiger‹ vom Schlage Luthers und Barths als Praktiker ganz anders: ›realistisch‹ und rhetorisch‹ predigten – die Tatsache verdeutlichen, daß die Verachtung der ›armseligen Versuche menschlicher Redekunst‹ identisch ist mit der

Musealisierung jenes *verbum divinum*, das – unfähig, sich gleichsam ›von selbst‹ zu bewegen – nur dann überdauert, wenn das *verbum humanum* es über-setzt, weiterträgt, umdeutet, von Situation zu Situation verlebendigt und neu spricht.

Aufstand der Praxis, das heißt: Es wird gezeigt, daß die Theologie der Verkündigung, wie-wohl von Predigern für Prediger entworfen, auf der Kanzel unfruchtbar und folgenlos geblie-ben ist – und das aus gutem Grund: Über den ganz Anderen läßt sich nun einmal nicht reden ... es sei denn mit Hilfe von Tautologien, *Gott ist der Andere, weil er der Andere ist*, oder in einer Manier, die, wie die Erfahrung lehrt, schon deshalb ihr Ziel verfehlt, weil sie, höchst di-rekt vorgehend, den *deus absconditus* durch Kaskaden von Negativ-Attributen unversehens in ein *alter ego* des liberalen Gott-Vaters verwandelt. Da steht das ›Wie‹ auf gegen das ›Was‹, die ›Sprache‹ gegen das ›Dogma‹; da werden die Kerygmater, den ganz Anderen in patheti-scher Rede beschwörend, zum Opfer ihrer eigenen Ideologie, und es wird sichtbar, daß man dem Verborgenen zuallerletzt mit Ausrufungszeichen beikommen kann. Ferne und Familiari-tät, hier die Unsichtbarkeit, dort die Genre-Beschreibung, die paradoxe Idyllik des Schre-ckens: Da löscht eins das andere aus. (Der späte Barth hat dies erkannt und, von ›Gottes Menschlichkeit‹ redend, als Prediger die Konsequenzen daraus gezogen.)

Aufstand der Praxis, das heißt: Es wird gezeigt, daß ein Pfarrer, der von Gott sprechen will, nur eine einzige Artikulationsmöglichkeit hat: jene vermittelte Diktion, die – man mag sie als ›Echo-Sprache‹ bezeichnen oder als ›Verweisende Rede‹ – Gott *indirekt* benennt. Wie die moderne Literatur, den Handlungs-Höhepunkt aussparend, sich auf die Schilderung des ›Da-vor‹ und des ›Danach‹ beschränkt und das Eigentliche mit Hilfe von objektiven Korrelaten umschreibt, so spricht verantwortliche christliche Rede in der Form der Andeutung und nicht in der Weise des Zugriffs von Gott, gibt, die Welt beschreibend, dem Satz ›Das Jenseits ist die Kraft des Diesseits‹ Evidenz, ignoriert die Kluft zwischen dem sicheren Oben und dem ver-wirrenden Unten, spürt Gott in der Alltäglichkeit auf, zeigt die Wirklichkeit in einer Manier, daß erkennbar wird, wie sehr sie der Barmherzigkeit Christi bedarf, verfremdet die Realität aus der Perspektive der Schrift – plötzlich wird deutlich: es gibt keinen Bereich, der nicht von Grund auf revolutionär werden müßte – und rückt so, sehr behutsam, den Bezugsrahmen ins Blickfeld, in dem Mensch und Gott, Mensch und Mensch einander begegnen ... macht ihn sichtbar durch den Hinweis auf die *Niedrigkeitsgestalt* dessen, der, *vere deus vere homo*, in seiner Mittler-Rolle Kommunikation verbürgt: Interhumanität und Transzendenz. (Ein Dop-pel-Aspekt, den die vorschnelle Vergöttlichung Jesu freilich nur allzu häufig verbirgt.)

Aufstand der Praxis, das heißt: Es wird gezeigt, daß ein Prediger, der von Gott sprechen will, von der Welt reden muß, von der Lebenswirklichkeit und dem Hier und Heute des Menschen: Hat Jesus von Nazareth anders geredet? (Die Schriftausleger fragten nach dem Ewigen Leben; er sprach von Räubern und Wirten. Die Pharisäer stürmten den Himmel, und er hielt sich an – Jericho.)

Aufstand der Praxis, das heißt: Es wird erwiesen, daß die Sprache von der Welt als die Spra-che von Gott nur eine weltliche Sprache sein kann – eine Sprache, deren Form weder eine quantité négligeable noch ein Zufalls-Plus ist, das genausogut wegfallen könnte, sondern die Prämisse, die über das Verständnis des Inhalts befindet: der Mythos, der des Logos bedarf, wenn er geschichtliche Verbindlichkeit gewinnen will. Ohne die ›soziabile‹ Rede mit ihrem sinngebenden: also zeitspezifischen Instrumentarium, ohne Rhetorik und adressatenbezogene ›Manipulation‹ läßt sich weder, im Allgemeinen, ein Bezug zwischen ›Kultur‹ und ›Gesell-schaft‹ noch, im Besonderen, ein Verhältnis zwischen ›Gebot‹ und ›Gemeinschaft‹, dem ›Wort‹ und der ›Wirklichkeit‹ realisieren.

Aufstand der Praxis, das heißt: zu zeigen, daß die Predigt, die einmal, als die Kirche der

Markt der Nation war, das Niveau der deutschen Sprache bestimmte, heute den Versuch wagen muß, in Konkurrenz mit anderen ›Mundhäusern‹, dem Parlament, dem Fernsehen oder dem Rundfunk, jenen für eine überzeugende: also wirkungsintentionale Rede unabdingbaren Rang zurückzugewinnen, den Nietzsche meinte, als er schrieb: ›In Deutschland gab es eigentlich nur eine Gattung kunstmäßiger Rede ... die von den Kanzeln herab. Der Prediger allein wußte, was eine Silbe, ein Wort wiegt, inwiefern ein Satz schlägt, springt, stürzt, läuft, ausläuft; er allein hatte Gewissen in seinen Ohren.‹

Aufstand der Praxis, das heißt: Eine Tradition christlicher Kanzelrede neu zu inaugurieren, die – dem Archaisieren so feindlich wie der Anbieterei (›Schaut her, Leute, wie bildzeitungsnah die Bibel doch ist!‹) – die Botschaft von Jesus in einer Weise verdeutlicht, daß das Evangelium weder als ›gestrig‹ (und nichts als gestrig) noch als ›heutig‹ (und nichts als heutig), sondern – Nähe und Ferne zugleich! – als Vergangenheit erscheint, der die Kraft innewohnt, die Gegenwart mitzudeuten. Aufstand der Praxis heißt mithin: Eine vom *Pathos der Präzision* bestimmte Predigtform durchzusetzen, die, gleich weit entfernt von Prophetie und Referat, die Erzählweise Jesu – diesen ebenso realistischen wie verweisenden: an die Phantasie der Zuhörer appellierenden Berichtstil – in unsere Zeit überträgt. Brecht auf der Kanzel – ein Mann, der Geschichten erzählt, deren Schluß die Gemeinde in kontroverser Nachgespräch dazufinden mag: So sähe in meinen Augen der ideale, zum Dialog auffordernde Prediger aus. Er allein ist in der Lage, jenen Predigtstil (à la Bobrowski! Nicht à la Hausmann!) zu entwickeln, der weder die ernstesten Christen in der Kirche brüskiert noch vergessen läßt, daß den dreißig Frommen, die unter der Kanzel das Ihrige wollen, dreißigtausend gegenüberstehen, die schon längst keine Predigt mehr hören, als *potentiell* Beteiligte jedoch ebenso mitbedacht werden müssen wie die präsenste Gemeinde: Nur so wird es – in einem Augenblick, wo das ›Mundhaus‹ vom Zentrum an die Peripherie gerückt ist – dem Kanzelredner möglich sein, auch im geschlossenen Kreis so etwas wie Öffentlichkeit herzustellen und im Verschwiegenen zur Welt hin zu reden.

Aufstand der Praxis, das heißt mit Paul Tillich zu sagen: ›Es gibt kein Wort von Gott, außer dem Wort, das jetzt gesprochen wird.‹ Aber eben dies heißt nicht, wie oft behauptet worden ist, eine Ware namens Gott zu verkaufen. Der Prediger ist weder ein Krämer noch ein Reklameagent. Er spricht nicht, mit Worten disziplinierend, als Agitator, sondern bezieht, in einem Akt des Lautdenkens, die Gemeinde in seinen Denkvorgang ein. Er ist also das Gegenteil eines Propagandisten: Wenn er von Gott spricht, dann in der Frageform. Wenn er Ihn nennt, dann setzt er Seinen Namen in Anführungszeichen. Wenn er die Wirklichkeit beschwört: dann als eine Realität, die Gott, der Herr, fragwürdig macht. Unterschieden von allen anderen Formen der Eloquenz ist die Beredsamkeit des Glaubens, an der Grenze von Gewißheit und Zweifel, eine Rhetorik der Frage.

Rede, gehalten auf dem deutschen Pfarrertag, München 1976. Die in dieser Ansprache vorgebrachten Überlegungen sind in erster Linie folgenden Arbeiten verpflichtet:

1. *Zum Problem der Homiletik Martin Luthers.* Paul Schempp: Luthers Stellung zur Heiligen Schrift, München 1929; Vilmos Vajta: Die Theologie des Gottesdienstes bei Luther, Göttingen 1952; Ulrich Nembach: Predigt des Evangeliums. Luther als Prediger, Pädagoge und Rhetor, Neukirchen 1972.

2. *Zur zeitgenössischen protestantischen Homiletik.* Quellenwerke (mit einem Neudruck der klassischen Studien von Barth, Thurneysen etc.): Gert Hummel: Aufgabe der Predigt, Darmstadt 1971 und, Beispiele von Predigten vorführend, Joachim Konrad: Die evangelische Predigt, Bremen 1963. Außerdem: Heinrich Ott: Verkündigung und Existenz, Zürich 1959; ders.: Dogmatik und Verkündigung, Zürich 1961; Manfred Mezger: Die Sprache der Predigt, in:

Schweizerische Theologische Umschau 29, 1959, S. 106ff.; *ders.*: Redliche Predigt, in: Zeit und Geschichte, Dankesgabe an Rudolf Bultmann zum 80. Geburtstag, 1964, S. 423ff.; Gustav Wingren: Die Predigt, 2. Aufl., Göttingen 1959; Wolfgang Trillhaas: Die wirkliche Predigt, in: Wahrheit und Glaube, Festschrift für Emanuel Hirsch zu seinem 75. Geburtstag, Itzehoe 1963; *ders.*: Evangelische Predigtlehre, 5. Aufl., München 1964; Jürgen Moltmann: Wort Gottes und Sprache, in: Monatsschrift für Pastoraltheologie 54, 1965, S. 388ff.; Werner Jetter: Die Predigt und ihr Text, in: Monatsschrift für Pastoraltheologie 54, 1965, S. 406ff.; Hans-Rudolf Müller-Schwele: Homiletik, Bd. 2: Die Lehre von der Verkündigung, Hamburg 1965; Dietrich Rössler: Das Problem der Homiletik, in: Theologia Practica 1, 1966, S. 14ff.; Eberhard Jüngel: Jesu Wort und Jesu als Wort Gottes., in: Parrhesia, Karl Barth zum 80. Geburtstag, Zürich 1966; Hans Dieter Bastian: Verfremdung und Verkündigung, München 1967; Ernst Lange in Verbindung mit Peter Krusche und Dietrich Rössler: Zur Theorie und Praxis der Predigt-Arbeit, in: Predigtstudien, Beiheft I, Stuttgart-Berlin 1968; Friedrich Wintzen: Die Homiletik seit Schleiermacher bis in die Anfänge der dialektischen Theologie in Grundzügen, Göttingen 1969; Christian Möller: Von der Predigt zum Text, München 1971. (Im Literaturverzeichnis die homiletischen ›Grund-Texte‹ von Barth und Bultmann, die, als ›Primärliteratur‹, hier ebensowenig aufgeführt werden wie jene Studien auf dem Gebiet der systematischen Theologie, die, wie z. B. Gerhard Ebelings Arbeiten über ›Wort und Glaube‹, ›Gott und Wort‹, das Feld der Homiletik nur angrenzungsweise berühren. Wieviel ich hier und anderswo gelernt habe, bei Herbert Braun und Helmut Gollwitzer allen voran, wird dem Fachmann leicht ersichtlich sein.) Rudolf Bohren: Predigtlehre, München 1971; *ders.*: Predigt und Gemeinde, Zürich-Stuttgart 1963; *ders.*: Zur Definition der Predigt, in: Theologie zwischen Gestern und Morgen, Interpretationen und Anfragen zum Werk Karl Barths.

3. *Zur zeitgenössischen katholischen Homiletik.* Otto Semmelroth 5.1.: Wirkendes Wort, Zur Theologie der Verkündigung, Frankfurt/Main 1961; Franz Sobotta: Die Heilswirksamkeit der Predigt in der theologischen Diskussion der Gegenwart, Trier 1968; Heinrich Jacob: Theologie der Predigt. Zur Deutung der Wortverkündigung durch die neuere katholische Theologie, Essen 1968; Günter Biemer: Die Fremdsprache der Predigt, Kommunikationsbarrieren der religiösen Mitteilung, Düsseldorf 1971; Karl Hermann Schelkle: Von der Predigt zur Predigt, in: Theologie im Wandel, München-Freiburg/Br. 1967.

4. *Zum Problem Rhetorik und Homiletik.* Pie Duploye: Rhetorik und Gotteswort, Düsseldorf 1957; Manfred Josuttis (Hrsg.): Beiträge zu einer Rundfunkhomiletik, München 1967; *ders.*: Homiletik und Rhetorik, in: Monatsschrift für Pastoraltheologie 57, 1968, S. 511ff.; *ders.*: Verkündigung als kommunikatives und kreatorisches Geschehen, in: Evangelische Theologie 32, 1972, S. 3ff.; Götz Harbsmeier: Von Barth zu Bastian, in: Schule und Kirche vor den Aufgaben der Erziehung, Hamburg 1968; Hans-Eckehard Bahr: Verkündigung als Information, Hamburg 1968; Gert Otto: Thesen zur Problematik der Predigt in der Gegenwart, in: P. Cornehl und H.-E. Bahr: Gottesdienst und Öffentlichkeit, Hamburg 1970, S. 34ff.; *ders.*: Zum Thema: Predigt, Kommunikation und Rhetorik, in: Neues Testament und christliche Existenz, Festschrift für Herbert Braun, Tübingen, S. 323ff.; *ders.*: Predigt als Rede. Auf dem Weg zu einer neuen Homiletik, in: Theologia Practica 11, 1976, S. 82ff.; Hans-Georg Wiedemann: Zur rhetorischen Gestaltung der Predigt, in: Evangelische Theologie 32, 1972, S. 38ff.; Wolfgang Grünberg: Homiletik und Rhetorik, Gütersloh 1973. (Mit ausführlichem Literaturverzeichnis: ältere Arbeiten zum Thema – Theremin! – und Spezialstudien, wie W. Fürsts Untersuchungen der Barthschen Homiletik berücksichtigend, die bei der Vorbereitung der vorliegenden Rede eingesehen worden sind. Ebenfalls konnte das im Umbruch vorliegende Buch von Gert Otto: Predigt als Rede, Stuttgart 1977, noch benutzt werden: die wichtigste Arbeit, Resultat jahrelanger Bemühungen am Grenzrain von Poesie und Theologie.

Quelle: Walter Jens, *Republikanische Reden*, München: Kindler, 1976, S. 11-29.